



Wo Michelangelo Antonioni fünf Jahre zuvor sein Love-in gedreht hatte: Michel Foucault (links) mit Michael Stoneman am Zabriskie Point im Death Valley

Photograph by Simeon Wade Reprinted by permission of David Wade

## Beherrschte Lüste

Mit entwaffnender Neugier und einigen blinden Flecken: Der letzte Band von Michel Foucaults „Sexualität und Wahrheit“ liegt nun auch auf Deutsch vor.

Gen blicken Altertumswissenschaftler mit Herablassung auf Theoretiker, die versuchen, die Antike in ihre Denkgebäude einzubauen. Angesichts der Tatsache, dass solche Entwürfe oft eine weit größere Wirkung entfalten als einschlägige fachliche Publikationen, rümpft man gern über Amateure die Nase, die den jüngsten Forschungsstand ignorieren. So einfach sei das denn doch nicht, heißt es dann. Das ist zwar nicht falsch, doch wenn das Große, das die Antike hinterlassen hat, fruchtbar werden soll, müssen Forscher Risiken eingehen und weite Bögen schlagen.

Michel Foucault ist solche Risiken eingegangen, als er über die Rolle der Sexualität für die Entstehung des modernen Subjekts nachdachte und dafür bis in die Antike zurückging – und er hat damit vielen Fachleuten Respekt abgenötigt. Denn seine Ideen beruhen auf engagierter originalsprachlicher Quellenlektüre, zudem auf einem engen Austausch mit Kennern. Das Erscheinen der auf die Antike bezogenen Bände zwei und drei von „Sexualität und Wahrheit“ 1984 zog lebhaft Diskussionen nach sich. Unschwer ließen sich handwerkliche Fehler aufspüren: Foucaults Auswahl der Quellen war einseitig; er reproduzierte vor allem Diskurse, die von Männern der Elite bestimmt waren; ihren sozialen und politischen Kontext blendete er weitgehend aus. Und dennoch entfaltete das Werk auch unter Spezialisten eine beachtliche Wirkung.

Nun erscheint der vierte Band in einer eleganten (wenn auch allem Anschein nach nicht fachwissenschaftlich geöffneten) deutschen Übersetzung. Dieses Werk hatte Foucault weit vorangetrieben, doch nicht mehr abschließen können, so dass man für die editorische Arbeit von Frédéric Gros nur dankbar sein kann. Deutlich erkennbar sind die Grundlinien: Foucault will zeigen, dass strenge Vorschriften im Umgang mit Sexualität nicht ein Spezifikum des Christentums waren, dass Christen hier vielmehr ein griechisch-römisches Erbe annahmen und weiterentwickelten.

Das Nachdenken über fleischliches Begehren und dessen Beherrschung habe sich jedoch geändert: Die Selbstprüfung angesichts einer fortwährenden Gefährdung durch Begierden und das Beichten unter dem Gebot, die Wahrheit zu sagen, spielten eine neue Rolle und führten zu bemerkenswerten Entwicklungen: Gerade die Wertschätzung der Jungfräulichkeit als spiritueller Erfahrung wertete das Verhältnis des Menschen zu seiner sexuellen Aktivität auf und trug

dazu bei, dass Sexualität für okzidentale Subjektivität zentral wurde. Zumal in klösterlichen Kontexten entstand ferner eine strenge Gehorsamsethik, die sich an der autoritativen Person, nicht an der Sache orientierte. Während die Vernunft dem klassischen Weisen dazu diente, die Begierden zu beherrschen, galt es jetzt als gefährlich, sich allein auf das eigene Vermögen zu stützen.

Derartige Erkenntnisse gewinnt Foucault aus der empathischen Lektüre ganz unterschiedlicher Autoren. Da ist der hochgebildete Clemens von Alexandria, der Regeln für ein christliches Leben in urbanen Kontexten aufstellte; der Klostergründer Johannes Cassianus spielt eine wichtige Rolle, der Mönche auf Demut und Gehorsam verpflichtete, aber auch ein unbekannter Bischof wie Methodius von Olympus, der Frauen über Jungfräulichkeit disputieren lässt.



Michel Foucault: „Sexualität und Wahrheit“. Band 4: Die Geständnisse des Fleisches.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2019, 556 S., br., 36,- €.

Die Entwicklung, die Foucault zeichnet, führt, ganz konventionell, zu Augustinus, der das Subjekt als Subjekt der Begierde zeichne, das die Wahrheit in seinem Inneren erkunden muss.

Wenngleich Foucaults Interpretationen nicht mehr durchweg die Prägnanz seiner älteren Werke haben, besitzen sie Wert für Spezialisten wie für Nichtspezialisten: Der entwaffnenden, klugen Neugierde dieses Autors und der stets mit-schwingenden Frage nach dem, was es den Leser persönlich angeht, wird sich niemand entziehen können. Eindringlich und inspirierend sind die Interpretationen der Texte, weit ist der Bogen, den Foucault schlägt, neuartig klingen die Stimmen der Christen, die er zum Sprechen bringt. Kein Wunder, dass die französische Ausgabe Begeisterung auslöste.

Der Zauber des Werks kann jedoch nicht alles überstrahlen. Unangebracht wäre ein Lamento darüber, dass Foucault sich selten explizit auf die Forschung seiner Zeit bezieht. Doch fällt auf, dass einige ältere katholische, oft deutschsprachige Autoren eine prominente Rolle spielen. Das erlaubt Einblicke in die Arbeitsweise Foucaults, der in einer dominikanischen Bibliothek zu studieren pflegte, und erklärt vielleicht, warum der Atheist ein so mildes Licht auf die Christen fallen lässt.

Bedeutsamer ist anderes: vor allem eine auffällige Kontextlosigkeit in zweierlei Hinsicht. Wie stets arbeitet Foucault mit Texten, die seine Thesen belegen, deren Repräsentativität er jedoch nicht begründet. Dabei irritiert die Fixierung auf die klassischen und die christlichen Traditionen. So findet man kaum einen Hinweis auf die vielfältigen jüdischen Schriften, etwa der Mischna, die Fragen der Sexualität und Ehe hochkomplex diskutieren – allerdings entspricht dies einem Defizit der Altertumswissen-

schaften bis heute. Die Vernachlässigung jüdischer Traditionen schlägt sich bei Foucault auch darin nieder, dass er den großen Neudeuter jüdischer Lehren in griechischer Sprache, den Apostel Paulus, nur am Rande erwähnt, wiewohl gerade dessen Denken die Entwicklung des Subjekts im Christentum wesentlich mitbestimmte.

Selbst aus der christlichen Welt blendet Foucault Wichtiges aus. Obgleich er östliche, jedenfalls griechischsprachige Autoren durchaus erörtert, streift er die radikalen Praktiken der Askese lediglich, die während der Spätantike gerade im Osten hohes Ansehen genossen. Die dem gnostischen Spektrum zugeordneten Texte von Nag Hammadi, die oft ganz andere Varianten christlichen Denkens zu sehen erlauben, nimmt Foucault gar nicht zur Kenntnis. Er bedient sich mithin einer sehr katholischen Textauswahl. Natürlich erhebt Foucault keinen Vollständigkeitsanspruch der Dokumentation, doch ergibt sich so eine gerade bei diesem Autor befremdliche Linearität der Diskursgeschichte.

Erwartungsgemäß behandelt Foucault den politischen Kontext wenig. Die Banalität der weltlichen Machtausübung kommt kaum zur Sprache. Dass in der Zeit, der er sich widmet, das Christentum von einer verfolgten Religion zu jener der Kaiser wurde, deutet Foucault nur an. Hinweise zur Verschränkung von kirchlicher und staatlicher Ordnung bei der Regulierung der Gesellschaft erwirken jedoch den Eindruck, dass er dieses Thema noch ausführen wollte. Denn natürlich hat Foucault wie kein anderer über die Frage der Macht nachgedacht. In einem Teil, der als „Anhang 2“ erscheint, entwickelt er noch einmal sein einflussreiches Konzept der Pastoralmacht, der Macht des Seelsorgers, der auf das Innere des Menschen zu dessen Wohl Einfluss nimmt.

Doch das schwierige Verhältnis zwischen politischen und spirituellen Autoritäten im Christentum erörtert er nicht. Foucaults Augustinus etwa kommt als ein kluger, diskussionsfreudiger Gelehrter daher. Der Bischof von Hippo bewegte sich indes in einer Welt heftiger religiöser Streitigkeiten, der exkludierenden Konzilsbeschlüsse, der kaiserlichen Verbote, der Verbannungen, der gewaltsamen Übergriffe. Seine Schriften entsprangen nicht der Eigenlogik eines Forscherlebens, sondern aktuellen politischen Herausforderungen, auf die er qua Amt reagieren musste. Der Bischofspalast von Hippo war nicht das Collège de France.

Foucault ging es erklärtermaßen um das okzidentale Subjekt, das er von Athen und Rom her denkt, während ihm Jerusalem aus dem Blick gerät. Ist diese Beschränkung nur zeitbedingt? Das muss sich fragen, wer Foucaults Konzeption weiterdenken will. Und den Fachwissenschaften ist aufgegeben, sich den überraschenden, aus einem speziellen genealogischen Interesse entstandenen Beobachtungen Foucaults zu öffnen. Gerade jene Traditionen, die er nicht beachtet hat, können dank seiner Überlegungen in einem neuen Licht erscheinen und diese wieder in Frage stellen. HARTMUT LEPPIN

## Durchschlagende Erfahrung

Simeon Wade über Foucaults LSD-Trip im Death Valley

Im Frühsommer 1975 folgte Michel Foucault, gerade zum ersten Mal für einige Wochen Gastprofessor in Berkeley bei San Francisco, einer Einladung in das kleine kalifornische Städtchen Claremont. Ein Vortrag an der dortigen Hochschule gab den Anlass, aber der junge Assistenzprofessor und glühende Verehrer Foucaults, der diesen Besuch einfüdelte, hatte noch anderes vor, eine Art von Experiment: Sein Idol sollte die Erfahrung mit einem „himmlischen Elixier“ machen, das den Geist erweiterte. Denn was stand nicht alles zu erwarten, wenn ein solcher Intellekt den flüssigen „Stein der Weisen“ zu sich nehmen würde. Noch dazu in einer dafür gut gewählten Umgebung, nämlich der grandiosen Naturkulisse des Death Valley in der Mojave-Wüste.

Und tatsächlich wurde daraus der erste LSD-Trip Foucaults, in der nächtlichen Wüste, mit Stockhausens „Gesang der Junglinge“ und Richard Strauss' „Vier letzte Lieder“ aus dem Kassettenrecorder, zusammen mit Simeon Wade und dessen Partner Michael Stoneman, einem Musiker. „Ein unvergesslicher Abend mit LSD in sorgfältig vorbereiteten Dosen, in der Wüstennacht, mit köstlicher Musik, netten Leuten und etwas Likör“, so zitierte David Macey eine Äußerung Foucaults über diese Nacht in seiner Foucault-Biographie. Um dann aber gleich anzufügen, dass die Berichte jener, die von Foucault gehört haben wollten, diese Nacht habe sein Leben verändert, wohl mit Skepsis zu betrachten seien.

Was damals noch nicht vorlag, sondern nur als Gerücht umging, war ein Bericht von Simeon Wade über dieses Wochenende mit Foucault und eine daraus entstandene Freundschaft. Vor fünf Jahren machte sich dann die amerikanische Autorin Heather Dundas auf die Suche nach Wade, mit dem Vorsatz, die ganze Geschichte in sich zusammenfallen zu lassen: Was sollte denn einen Star der philosophischen Szene mit diesem nicht weiter auffälligen, erfolglosen Dozenten verbunden haben? Aber als sie die in den Siebzigern stehenden Wade aufgespürt hatte, kam das Projekt auf eine ganz andere Bahn.

Denn es verdichteten sich die Belege, dass Wade zu trauen war. Es gab wirklich das veröffentlichte Foto, das Foucault mit dem kalifornischen Paar noch 1981 zeigt. Und es gab tatsächlich die Briefe, die Foucault unmittelbar nach der Rückkehr nach Paris und auch in späteren Jah-

ren noch an Wade geschrieben hatte. Diese Briefe wurden erst nach dem Tod Simeon Wades im Oktober 2017 in seiner Hinterlassenschaft gefunden; sein Bericht über die Tage mit Foucault im Jahr 1975 war da schon dank Dundas auf dem Weg zur Veröffentlichung als Buch.

Jetzt liegt es vor und man begegnet darin in einem Foucault, der die Gesellschaft seiner beiden Gastgeber und ihrer Freunde genoss. Was mit der Bewunderung für ihn nichts zu tun hatte, eher schon verknüpft war mit geteilten Erfahrungen in homosexuellen Szenen, deren Spielarten in San Francisco Foucault bereits beeindruckt hatten. Mädchen und Frauen tauchen gar nicht auf, nur junge Männer, deren Erscheinung zu beschreiben Wade fast nie vergisst. Etwa als die drei eine kleine „taoistische“ Gemeinschaft in den Bergen besuchen, wo Foucault sich auch ans Holzhacken macht, was ihm prompt die Titulierung „Country Joe Foucault“ eingetragen habe. Vor und nach dem Holzhacken geht es etwa um Existentialismus, Gramsci, Althusser oder die Frage, welche psychotherapeutische Schule er am ehesten empfehle.

Aber im Zentrum steht natürlich der LSD-Trip, den Foucault später in einem Brief an Wade als „eine der wichtigsten Erfahrungen in meinem Leben“ bezeichnen wird. Und ebenso schreibt er an den neuen Freund in Kalifornien, dass er mit seinem „Buch über sexuelle Repression“ – also über die von ihm sogenannte Repressionshypothese – wieder von vorn beginnen müsse. Tatsächlich verwarf Foucault nach der Rückkehr aus Berkeley das Programm der geplanten fünf Bände von „Sexualität und Wahrheit“.

Sollte diese Geschichte ursprünglich bei der nachtridentinischen Theologie ansetzen, so ging sie nun bis zurück in die Antike. Natürlich kann man dafür nicht einfach die Erfahrung im Death Valley in Anspruch nehmen, aber eine Rolle mag sie gespielt haben. Auf jeden Fall hat sie jetzt ein unerwartetes, auf einnehmende Weise schräges Buch über Foucault hervorgebracht. HELMUT MAYER



Simeon Wade: „Foucault in California“. A true Story – Wherein the Great French Philosopher Drops Acid in the Valley of Death. Foreword by Heather Dundas. Heyday, Berkeley, California, 129 S., geb., 19,- €.

## Der Andere ist einzuverleiben

Weniges hat in Europa an den frühen, mit dem sechzehnten Jahrhundert einsetzenden Berichten aus Brasilien so fasziniert, wie die Nachrichten von karnibalistischen Praktiken. Ob es sie wirklich gegeben hat, daran sind Zweifel möglich. Aber für den brasilianischen Kulturanthropologen Eduardo Viveiros de Castro enthalten ihre Beschreibungen genügend Elemente, um aus ihnen eine Theorie davon zu entwickeln, wie kleine indigene

Gesellschaften mit den nicht zur eigenen Gruppe Gehörenden umgehen: Kannibalismus als Modell der „Selbstbestimmung durch den Anderen“. Eine kühne Theorie, meinte unser Rezensent, der sich an die englische Ausgabe der „Karnibalistischen Metaphysiken“ halten musste (F.A.Z. vom 11. August 2017). Nun liegt endlich die schon lang angekündigte deutsche Übersetzung vor. hmay

Eduardo Viveiros de Castro: „Karnibalistische Metaphysiken“. Elemente einer post-strukturalen Anthropologie. Aus dem Portugiesischen von Theresa Mentrup. Merve Verlag, Berlin 2019. 304 S., br., 26,- €.

## Blendende Mechanik

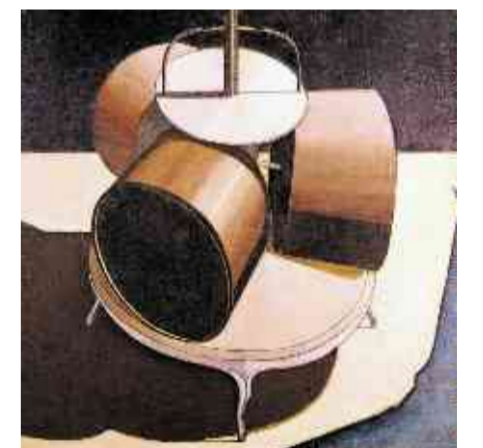
Michel Carrouges über Maschinisten à la Duchamp

In den siebziger Jahren tourte eine von Harald Szeemann eingerichtete Gruppen-schau durch Europa, die auch in der Düsseldorf Kunstthalle Station machte. Sie wurde dort als verschoben, hermetisch und herausfordernd aufgenommen: „Junggesellenmaschinen“ – benannt nach einem frühen Hauptwerk von Marcel Duchamp aus den Jahren 1915 bis 1923, dem verrästelten Bild mit dem geschraubten Titel „Die Braut von ihren Junggesellen nackt entblößt, sogar“. Darin „reiben sich die Junggesellen ihre Schokolade selbst“, so der Urheber in seinen literarisch hoch ambitionierten Notizen zu der Glastafel, die wie ein Altarbild im Raum steht (seit langem im Philadelphia Museum of Art).

Gemeint ist damit nichts anderes, als dass jene Junggesellen ihre Lust ohne die Braut in der oberen Bildhälfte abarbeiten. Sie bewerkstelligen dies in einer maschinellen Apparatur, in deren Funktion Intimität und Erotik nicht vorgesehen sind, von Fortpflanzung ganz zu schweigen. In dieser wenig lebensbejahenden Form von Sexualität wollte der französische Autor Michel Carrouges, in steiler These, den Ausdruck eines neuen modernen Mythos ausmachen. Zugleich widmete er Duchamp mit seinem Buch „Die Junggesellenmaschinen“ von 1954 die erste monographische Darstellung überhaupt, die 1976 in einer überarbeiteten, lange schon vergriffenen Auflage erschien – und nun in einer deutschen Übersetzung von Maximilian Gilleßen vorliegt, der auch ein hilfreiches, ausführliches Nachwort beisteuert.

Der 1910 in Poitiers geborene Michel Carrouges stand den Surrealisten um André Breton nahe, ohne sich je ganz von seinem katholischen Glauben lossagen zu können, als er sein Buch über die „großen Maschinisten und ihre Maschinen“ des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts verfasste. In der Hinrichtungsmaschine aus Franz Kafkas 1919 erschienener Erzählung „In der Strafkolonie“ spürte Carrouges etwa eine ähnliche „Grundstruktur“ wie im „Großen Glas“ auf, sah eine vergleichbare Mechanik von „Schlitzen und Wagen“ bei Duchamp und dem „mechanischen Bett“ bei Kafka sowie eine „gleichartige Schlusswirkung“ beider Mechanismen, nämlich der „Blendung durch Spritzer“ in Duchamps Bild und der „Ekstase nach dem Erbrechen“ in Kafkas Text.

Verbindungslinien zog Carrouges auch zur „elektromagnetischen Liebesmaschi-

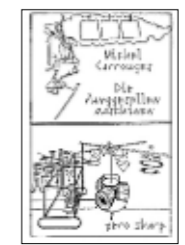


Aus der Maschinenwelt der Junggesellen im „Großen Glas“: Marcel Duchamps „Schokoladenreibe“, 1914. Foto Picture Alliance

ne“ in Alfred Jarrys „Supermann“ aus dem Jahr 1902 (den Marianne Kesting 1969 einen „Pop-Roman“ nannte) oder zu Raymond Roussells „Blitzableiterbett“ in den „Afrikanischen Impressionen“ von 1910. So stellte Carrouges den Erfinder des Ready-mades ins Zentrum einer literarischen Genealogie, kanonisierte ihn damit und beförderte tatkräftig dessen Wirkungsgeschichte, die ihn spätestens in den sechziger Jahren – bis heute – zur Schlüsselfigur der modernen und zeitgenössischen Kunst machen sollte.

All die Fremdheit des bei Carrouges aufgefächerten, sehr egomanischen, sehr maskulinen Junggesellen(maschinen)tums kleidet der neue Band in eine eigenwillige Typographie, für die der Berliner Verlag zero sharp bekannt ist. Die Kombination aus Groteskschrift und Kursivierung ist ebenso gewöhnungsbedürftig wie der Flattersatz mit maximaler Spaltenbreite, vereint aber geschickt heutige Gestaltungselemente mit solchen, wie sie im 1900 bei der Beschriftung technischer Zeichnungen üblich waren – womit die Gestaltung ihrem Gegenstand, eben den Maschinen, sinnlich nahekommt. Das schlechterdings Merkwürdige und Seltsame an dem Inhalt des Buches wird so buchstäblich sichtbar; samt einem bizarren Schriftsatz, der eigens für das Titelblatt entwickelt wurde.

Eine „Gebrauchsanweisung“ für seine Ideen hatte Michel Carrouges übrigens im Katalog zur besagten, von Szeemann zusammengestellten Gruppenausstellung vorgelegt, der seinerseits ein lesenswertes Kompendium und eine Art Handbuch zum Komplex der „Junggesellenmaschinen“ darstellt. Leider vergriffen. GEORG IMDAHL



Michel Carrouges: „Die Junggesellenmaschinen“.

Aus dem Französischen und mit einem Nachwort von Maximilian Gilleßen. zero sharp Verlag, Berlin 2019. 272 S., br., 28,- €.